

Viereinhalb Jahre Kriegsgefangenschaft in Russland

nach Kriegsende bis Dezember 1949

Michael Martin, 19.03.2004

Jugendzeit. Als ich knapp 16½ Jahre alt war, begann ich, "Tagebuchblätter" zu schreiben (20.2.1941). Ihr Inhalt bezog sich auf alles, was ich tat, dachte, fühlte – kurz auf alles, was ich erlebte in meiner reichen Jugendzeit.– Am. 3.2.1943 wurde ich zur Wehrmacht eingezogen und musste dann vom Sommer 1944 an einen ROB-Lehrgang absolvieren. Vom 25.5.1944 stammt der letzte, hier wiedergegebene Eintrag:

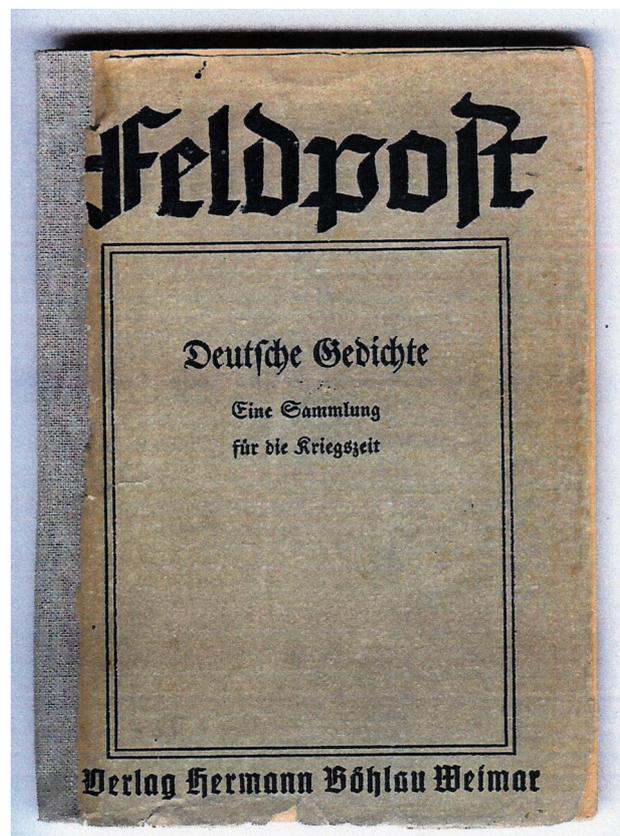
"Und wenn wir überall herumgeschlagen werden, von einer Klippe zur anderen, wenn alles um uns herum so fremd ist, wir uns so allein, so unendlich einsam fühlen möchten – eines verlässt uns nicht, das immer mit uns geht, wo wir auch weilen mögen: unser Gebet. Es bleibt immer gleich in uns, ist immer nah und gegenwärtig, und mit ihm eine unsichtbare Heimat, die auch immer um uns ist, wie fremd und öde um uns auch alles sein mag, wie weit wir von unserer Erdenheimat auch entfernt sind. So können wir recht freudig sein und möchten jauchzen vor Lust und Zuversicht, denn wir sind ja nie verlassen, und alles, was wir zu entbehren glaubten, lebt in uns weiter und blüht auf und wird immer schöner!"

Ich hatte damals längst erfasst, dass dem "realen" äusserem Leben ein anderes übersinnliches gleichsam zur Seite steht und sich beide zu einer Einheit ergänzen. Es war nicht ein "angelernter Glaube", sondern echte Lebensauffassung, die meine Eltern aus der Anthroposophie schöpften. Daraus erwuchs mir und meiner älteren Schwester eine unbekümmerte, für alles Schöne und Gute in der Welt aufgeschlossene Kindheit, in der Keime gelegt wurden für das Bestehen der Ereignisse, die in und nach der Kriegszeit mein Schicksal als Soldat und Kriegsgefangenen bestimmten.

Meine knapp sieben Jahre dauernde Kriegszeit und Gefangenschaft bedeuteten in meinem Leben einen tiefen Einschnitt. Denn ich wurde mit 18 Jahren zum Wehrdienst eingezogen nach der Reifeprüfung im Melanchthon-Gymnasium in Nürnberg, ohne ein bestimmtes Berufsziel vor mir zu sehen. Ich hatte für vieles waches Interesse, was mir im Umkreis meiner Jugendzeit begegnete, angeregt durch das lebevolle Elternhaus, in dem ich aufwuchs: Wie begeisterte mich die wunderbare Natur unseres Hersbrucker Juras! Ich fand Eidechseneier und liess sie zu Hause ausschlüpfen, wir be-

obachteten die zirpenden Grillen auf der Wiese, hörten im Pegnitztal noch den Pirol singen oder sahen am Schmausenbuck noch den blühenden Frauenschuh ... Zu Hause war ich mit Freunden/innen an meinem Marionettentheater beim Schnitzen der Puppenköpfe, Anfertigen der Figuren, Kulissen malen, Beleuchtung basteln – nur um einiges wenige zu nennen aus der Vielfalt der Arbeitsprozesse bis hin zu den Aufführungen, zu denen wir die Texte (von Franz Graf Pocci) auswendig lernten ... Dann hatte ich tiefes Interesse für die sich entwickelnden Stilepochen der Bildenden Kunst, für Musik (ich spielte Geige und Bratsche) und Literatur, ich schrieb Tagebuch und Gedichte – und war ein guter Sportler in der Schule (z. B. Mittelstürmer unserer Handball-Klassenmannschaft). Ich wusste nicht, in welcher Richtung ich mein Berufsziel suchen sollte! Zuletzt blieb die Neigung zu einem Studium der Germanistik und Kunst.

Im Kriegsdienst. Dann kam am 3.2.1943 die Einberufung zum Wehrdienst in das Inf.Bat.302 nach Budweis (Böhmen), wo mich kurz danach ein schwerer Gelenkrheumatismus niederwarf. Bis zur vollständigen Genesung verging etwa 1 Jahr. In dieser verödenden Kasernenzeit, von einer heilsamen Kur unterbrochen, lernte ich viele Gedichte auswendig, angeregt durch das Elternhaus und die Schulzeit. Ich hatte einige der kleinen Hyperion-Gedichtbände stets bei mir, besonders beim Wachdienst am Kasernentor, wo man die kümmerlichsten Tage verbracht. Besonders begeisterten mich solche Gedichte wie "Die Bürgschaft" von Fr. Schiller, wo die höchsten sittlichen Ideale wie Treue, Wahrhaftigkeit, Liebe in dramatischen Versen zum Ausdruck kommen. Das stärkte meinen Glauben an die ethischen Werte des Menschen. Oder einzelne Sätze wurden für mich zum inneren Leitbild: "Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben ..." (Aus dem 9. Brief der "Ästhetischen Erziehung des Menschen" von Fr. Schiller). Nur in kürzesten Sätzen kann ich hier andeuten, wie ausserordentlich wichtig diese Krankheits- und Genesungszeiten für meine Entwicklung waren. Bis zuletzt begleitete mich eine Gedichtsammlung – ich weiss nicht wie sie in die Heimat zurückfand; ich hüte sie heute noch wie ein kostbares Gut. – Nun folgte noch ein



1. Abbildung: Gedichtsammlung

war: Wir lagen in dem dünn besiedelten Slowakischen Erzgebirge, um einen Vorstoss in die feindlichen Linien zu machen. Damit sollten unsere bedrängten Nachbarstellungen von den Truppen des Gegners entlastet werden. Dazu mussten wir das Waldgebiet bis zu den Ufern diesseits des Gran erkunden, damit eine Pontonbrücke über den gebirgigen Flusslauf geschlagen werden konnte. Als die Dunkelheit einbrach, drangen wir zu dritt in das „Niemandland“ vor. Es lag noch Schnee. Wir mussten darauf gefasst sein, unversehens auf feindliche Vorposten zu stossen. Das Herz klopfte, ein eigenartiger Zustand zwischen Sein und Nichtsein kam über mich. Ich legte mein Dasein gleichsam in die Hände meines Schicksals. Ein wunderbar klarer Nachthimmel liess die Sterne über uns durch das kahle Geäst der Bäume hindurchglitzern. Da hob sich mein Blick, und aus den Sternen schlug mir die Überzeugung entgegen: „Du wirst wieder nach Hause zurückkommen!“ – Wie ist das möglich, ein solches Erlebnis zu haben? Öffnete sich das Herz, um aus einem anderen Bereich Hilfe zu erfahren? Nach fast fünf Jahren wurde es Wirklichkeit: ich wurde kurz vor Weihnachten 1949 aus russischer Gefangenschaft in die Heimat entlassen.

Mit Astrologie hat dieser „Blick zu den Sternen“ nichts zu tun. Ich hatte aber eine besondere Aufgeschlossenheit für die Sterne. Ich kannte damals z. B. folgendes Gedicht, mit dem ich mich verwandt fühlte:

Unter den Sternen

Wer in der Sonne kämpft, ein Sohn der Erde,
 Und feurig geisselt das Gespann der Pferde,
 Wer brünstig ringt nach eines Zieles Ferne,
 Von Staub umwölkt – wie glaubte der die Sterne?

Doch das Gepann erlahmt, die Pfade dunkeln,
 Die ew'gen Lichter fangen an zu funkeln,
 Die heiligen Gesetze werden sichtbar.
 Das Kampfgeschrei verstummt. Der Tag ist richtbar.

Conrad Ferdinand Meyer

Aus manchen meiner eigenen Gedichte klingt die Liebe zu den Sternen. Als ich mich von meiner Braut Maria verabschieden musste, beschlossen wir, uns mit unseren Gedanken im Sternbild des Orion zu begegnen. Es leuchtete in Russland genauso strahlend am Himmel wie in der Heimat als ein Siegel der Verbundenheit. Wir hatten uns während dieser fünf Jahre nicht wiedergesehen. Das

nachfolgende Gedicht vom 19.3.1944 fasst zusammen, was mir in allen Gefahren und Wirren der bevorstehenden Zeit immer mehr zur inneren Stütze wurde:

Sterne

Schatz, du weisst, dass ich dich nicht verlassen,
Da das Schicksal uns geschieden hat,
Und so zieh ich ruhig meine Strassen
Selig dein gedenkend als Soldat.

Denn, was ist mir weiter noch geblieben
Als die Heimat – und die ist so fern,
Als mein Liebchen, als mein heisses Lieben?
Und am blauen Zelt ein heller Stern!

Siehst du ihn, mein Kind, nicht mächtig leuchten
In des Himmels dunkelblauem Chor?
Als wir uns zum ersten Male reichten
Stumm die Hand, da trat er licht hervor.

Und seitdem wir uns're Herzen banden
Unzertrennbar mit der Liebe Macht,
Ist er oben leuchtend dagestanden
Über uns zum Schutze Tag und Nacht.

Und wie weit wir uns auch jetzt entfernten
In des Lebens aufgewühlter See –
An dem Himmel, an dem reich gesternten
Steht er heller, schöner noch als je.

Denn die Qualen und der Sehnsucht Schmerzen,
Die aus Liebe strömen in das All,
Aus dem übervollen Menschenherzen –
Werden dort der Sterne lichter Strahl.

Bald nach dem „Sternenblick“ hatte ich ein ähnliches Erlebnis an der Front: Wieder musste unsere

Gruppe, diesmal an einem lachenden Frühlingstag, ein „Niemandland“ erkunden. Wir tasteten uns vorsichtig im Graben neben einer Strasse vorwärts, die direkt ins Feindgebiet führte. Über den Äckern und Wiesen des Tales sahen wir in der Ferne Häuser einer Ortschaft. Plötzlich kreuzten dort feindliche Panzer auf. Werden sie uns auf der Strasse entgegenkommen? Dann sind wir verloren! Wir waren ganz allein, keine Deckung im Umkreis, mit unserer kümmerlichen Bewaffnung den Panzern schutzlos ausgeliefert. Wir verharrten im Strassengraben, beobachteten ... Es entstand in mir wieder das Gefühl der Hilflosigkeit, des Verlassenseins, des „Schwebens“ zwischen Leben und Tod. Da streifte mein Blick über eine gelbe Blume, die dicht neben mir ihre Blüte frühlingshaft geöffnet hatte. Sie nahm von dem, was um uns herum vorging, nichts wahr. Sie strahlte einfach der Sonne entgegen, unberührt von unserer menschlichen Bedrängnis. Sie lebte wie in einer anderen Welt! Da richtete ich mich auf, Ruhe kehrte ein. Die Panzer kamen nicht ... Schliesslich konnten wir nach erfülltem Auftrag in unsere Stellungen zurückkehren.

Dann vergingen die letzten Wochen der Kriegszeit an der Ostfront, die schon das bevorstehende Ende vorausahnen liessen.

Das Kriegsende erreichte uns im Mai 1945 beim Rückzug unserer Einheit aus der Slowakei. Es drangen Gerüchte zu uns, dass wir von feindlichen Truppen umzingelt seien und alles daransetzen müssten, um nach Westen durchzubrechen. Als Infanteristen gehörten wir zu den letzten – hinter uns konnten wir nur noch den nachfolgenden Feind vermuten. Unsere Spannung steigerte sich, als wir bei den anstrengenden tagelangen Eilmärschen auf Wegen und Strassen auf Gruppen von deutschen Soldaten stiessen, die dieselbe Richtung einhielten wie wir, und erste Gerüchte über ein nahes Kriegsende mitbrachten. In wenigen Tagen verdichteten sich die Truppenverbände – offensichtlich wurden sie konzentriert zusammengeleitet. Plötzlich sah ich an der Strassenseite einen russischen Jeep mit bewaffneten Soldaten stehen mit einer weissen Fahne und gegenüber einen Berg von geworfenen Waffen, auf den wir auch unsere eigenen Waffen werfen mussten: offensichtlich Kriegsende? Befreiendes Aufatmen? Die Sorge: was wird nun? Ich erinnere nicht, dass wir eine eindeutige Mitteilung bekamen; man sah nur die russischen Soldaten, schwer bewaffnet – und wir waren hilflos ihnen ausgelieferte Scharen, die willenlos dem vorausgehenden Strom nachfolgten ...

Ja, der Krieg war zuende!

Der Weg in die Gefangenschaft begann. Gefangenschaft? Der Krieg war doch endlich beendet! Eine befreiende Stimmung lebte in mir! Was wird werden? Beruf – Heimat – Zukunft? Alles blieb beim Alten ... Nur die Marschrouten änderte sich: unsere Kolonnen wurden nach Osten dirigiert. „Ihr kommt in ein Lager und erhaltet dort eure Entlassungspapiere in die Heimat!“ Unsere Hoff-

nung war so gross – die Zweifel wandelten sich in Vertrauen ... Wir bekamen Verpflegung aus Gulaschkanonen, die an der Strasse standen, lernten das russische „Trockenbrot“ kennen (geröstete Brocken von Brotresten) – es reichte aus, dass wir die etwa 300 km, die noch vor uns standen, in zehn Tagen bewältigen konnten. Nachts lagerten wir neben der Strasse, jeder musste froh sein, wenn er in seinem Gepäck so etwas wie eine Decke mitgeschleppt hatte.

Russische Posten liessen uns nicht aus den Augen. Da und dort wurde einer von uns herausgewunken, musste im Wald niederknien und wurde nach Wertgegenständen gefilzt. Mir ging es auch so. Alles, was der Posten brauchte, wurde weggenommen – man hatte nichts mehr ausser der notwendigen Kleidung. Meinen Verlobungsring konnte ich retten: kurz zuvor stand eine Gruppe mit erhobenen Armen neben unserem Weg, und einige Posten gingen von Mann zu Mann und zogen die Ringe von den Fingern ... Seitdem versteckte ich mein „Heiligtum“ irgendwo im Ärmel meiner Jacke, nicht ohne Herzklopfen – denn die Rache des Posten waren mindestens deftige Prügel, wenn er entdeckt worden wäre. Es gelang mir immer, den Ring zu verbergen, sei es im Mund, sei es in einem Stück Brot, das ich kunstvoll aufschnitt, denn das Brot wurde durch alle Filzungen, die noch durch Jahre über uns ergingen, nicht angetastet. So kann ich heute noch den Ring meiner Frau tragen.

Während dieser Tage wich unser Vertrauen immer mehr einer zunehmenden Skepsis, und der Blick in die Zukunft verdüsterte sich. Was blieb uns anderes übrig, als willenlos den Befehlen zu gehorchen? Fluchtversuch – wohin? Erschiessung wurde angedroht ... Mir sind die Todesschreie eines Menschen hinter einem Haus immer noch im Ohr – dann fiel ein Schuss – und alles war still. War es einer unserer Kameraden, der sein Leben lassen musste?

In der Nähe einer Ortschaft (Pressburg / Bratislava?) gingen wir auf ein Schulgebäude zu. „Da drinnen bekommt ihr eure Entlassungspapiere!“ Beim Nähertreten sah das sehr merkwürdig aus: wir erkannten Zäune aus Stacheldraht, Wachtürme, bewaffnete Posten, schliesslich auch Menschen mit kahlgeschorenen Köpfen – etwa „Insassen“? Als wir dann sahen, wie eine Gruppe deutscher Soldaten in die Güterwaggons einstieg, die auf dem Bahngleis in der Nähe unseres Gebäudes bereitstanden, wie die Fenster mit Stacheldraht vergittert waren und die Türen ebenso abgeriegelt wurden, wussten wir, wo wir waren: im Gefangenenlager! Es war eine geschickte, verlogene Propaganda gewesen, die uns unsere Entlassung verhies!

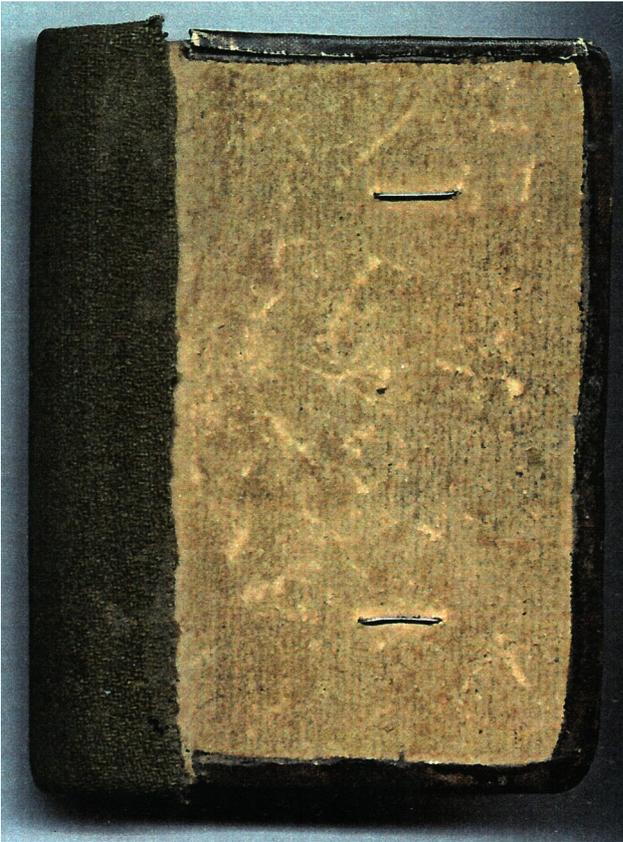
In Russland. Bald waren wir auch unterwegs. Die Sonne wies uns die Himmelsrichtung: ja, es ging nach Osten! Wir lagen auf dem blanken Holzboden und mussten nachts auf dem Rücken oder gemeinsam auf derselben Seite liegen, sonst wäre kein Platz für die Knie gewesen. Die Fahrt ging nur schleppend voran. Budapest war die einzige Stadt, die mir unterwegs bekannt war. Die ersten Kran-

ken meldeten sich. Bis wir ausgeladen wurden, vergingen lange Wochen. Wo wir waren, wussten wir nicht; wir hätten mit irgendeinem Namen auch nichts anfangen können! Endlose russische Ebene, unterbrochen von einzelnen Baumgruppen. Eine Torfbahn nahm uns auf und brachte uns in ein von mehreren Sicherheitszäunen, mit Stacheldraht, Todesstreifen und zahlreichen Wachtürmen begrenztes Lager, - ehemals für russische Strafgefangene, wie wir später hörten.

Ich blieb zuversichtlich: keine Fabrik, kein Bergwerk, ringsum freie Natur! Aber die Arbeit, die uns zugewiesen wurde, hatte Tücken für den, dem sie ungewohnt war. Flache Wiesenstücke waren von niedrigen Wällen umgeben. In diese Becken wurde Torfschlamm geschwemmt. Das darin enthaltene Wasser versickerte in den Boden. Über den verbleibenden ausgetrockneten Torfbrei fuhr ein Traktor mit speziellen Ketten, deren Abdrücke den Boden in einzelne Torfstücke teilten. Diese mussten wir aus dem verfilzten Wiesengrund herauszerren und in Reihen zum Trocknen aufstellen. Das ergab dann Brennmaterial ähnlich den Holzkohlen. Dieses dazu notwendige Bücken und Herausreißen war sehr anstrengend. Es gab Leute, die waren mit ihren Reihen bald fertig – andere fielen mit ihrer Leistung stark ab. Ich war etwa in der Mitte. Aber was mir so nachging: Keiner half dem anderen – jeder dachte nur an sich selbst und nutzte seine Vorteile. War er mit seiner Reihe fertig, setzte er sich hin und schaute zu, wie sich ein anderer plagte. An all das musste man sich erst gewöhnen. Daraus gingen auch meine „Verschleisserscheinungen“ der Rückenwirbel hervor, bis auf den heutigen Tag.

Dazu kamen die langen all-abendlichen Zählungen, bei denen man in Reih' und Glied antreten musste (denn die Zahl musste stimmen!) - das dauerte lange, bis alles überstanden war, während Scharen von Mücken uns umschwirrten und stachen. Nachts konnte ich wegen der Wanzen im roh gezimmerten Bettgestell schlecht schlafen. Wir Betroffenen (Wanzen greifen manche Blutgruppen nicht an) entdeckten auf dem Boden unserer Baracke eine Möglichkeit, dem zu enttrinnen. Wir brachten von unserem Arbeitsplatz herrlich weich gewachsenes Moos mit, auf dem wir liegen konnten, – aber nur für wenige Nächte, weil es dann hart zusammengedrückt war. Wir mussten uns damals – es war ja Sommer – mit unseren Kleidern zudecken, weil wir nichts anderes hatten. Ich erinnere mich, dass ich morgens zumeist so aufwachte, wie ich mich abends hingelegt hatte, weil ich so erschöpft eingeschlafen war. So gehörten viele solche „Kleinigkeiten“ zu unserem alltäglichen „Überlebenskampf“.

Zu diesem Kampf gehörte auch ein kleines Büchlein, das ich ausser meinem Ring bisher gerettet hatte. Es heisst „Gedanken sind Kräfte“. Es entstand 1911 und wurde im Jahr 1941 neu aufgelegt. Im Vorwort heisst es:



3. Abbildung: Das Büchlein "Gedanken sind Kräfte", das die ersten Monate in Russland miterlebt hat und heute noch zu meinem kostbarsten Gut gehört

Diese Sammlung ist das Vermächtnis einer Mutter an ihre vier Söhne, geschaffen aus der Sorge, dass uns die Rückverbindung zur Ewigkeit unter der Wucht des äusseren Geschehens verlorengeht, wenn wir sie uns nicht täglich von neuem geben lassen. In den Aussprüchen halten die Geister der deutschen Vergangenheit Zwiesprache mit den ewigen Wahrheiten, wie sie der Welt in deutscher Prägung durch Luthers Übersetzung der Bibel neu geschenkt wurden.

Zu den Bibeltexen kamen tägliche Gedichte, Aussprüche u. a., die ich, wenn sie mich besonders ansprachen, angekreuzt hatte. Darin kann ich heute noch blättern und wahrnehmen, wie es damals in meiner Seele aussah. Dieses Büchlein hatte ich wie meinen Ring als besondere Kostbarkeit durch alle Fährnisse bewahren können. Ich

hatte es im Torflager neu in zwei Kartonstücke „eingebunden“, die Kanten mit Leukoplast umklebt, und der Rücken bestand aus einem Stück Filz, das mit Birkenharz aufgeklebt war. Auf der letzten Seite habe ich zu Hause eingetragen: „In der Tasche des Soldaten bis Ende des Krieges, danach bis etwas Ende 1945 in russischer Gefangenschaft. Dann von einem Heimkehrer mitgenommen und nach Hause zu meinen Eltern gebracht.“ Warum wohl hatte ich es einem älteren, kranken Kameraden aus Nürnberg mitgegeben, als er entlassen werden sollte, obwohl es meine kostbarste „Lebenshilfe“ gewesen war? Weil sich die Anzeichen mehrten, dass uns alles weggenommen wurde, was nicht zur einfachsten, notwendigsten Kleidung gehörte. Sicher auch ein Misstrauen, ob in einem Buch nicht nazistisches Gedankengut verborgen ist, das vernichtet werden musste.

Kurze Zeit darauf wurde ich krank. Es muss der Anschein von Diphterie gewesen sein, woran vor kurzem einige Kameraden gestorben waren. Das war für die Lagerleitung schlimm, denn – wie gesagt – „die Zahl musste stimmen!“ Deshalb wurde ich mit einigen anderen vorsichtshalber in ein Lazarett für Kriegsgefangene gebracht. Da ich selbst noch aktionsfähig war, half ich einem Kamera-

den, der sich in einem sehr kritischen Zustand befand. Mit allen „Pflegediensten“ stand ich ihm zur Seite, ob Waschen, Bett richten, Stuhlgang versorgen usw., was das russische Personal nicht in der notwendigen Weise leisten konnte. Das half ihm über die grössten Schwierigkeiten hinweg. Bei meiner Entlassung aus der „Klinik“ bemerkte ich, dass einige meiner noch guten Kleidungsstücke, die wir bei der Einlieferung in der Aufnahmestation zurücklassen mussten, gegen schäbige Ware umgetauscht war. Ich stand, bildlich gesprochen, nur noch im Hemd da, obwohl der bevorstehende Winter (etwa Okt. 1945) sich schon deutlich ankündigte. Später erlebte ich erst, wie armselig die Russen selbst waren. Überall wurde geklaut, um sich nur das Notwendigste zu sichern.

In der grossen Elektromotorenfabrik in Jaroslawl, in die ich nach dem Lazarett gebracht wurde, erfuhr ich das sehr deutlich. Deshalb war die Fabrik auch mit Stacheldraht und Wachtürmen umgeben wie ein Gefangenenlager, und an jedem Zugang war Kontrolle. Einmal sah ich, wie einige Blechplatten aus der Stanzerei auf einen Lastwagen geladen und dann eiligst mit Schlacke aus der Heizung bedeckt wurden. Niemand ahnte etwas von den Blechplatten, als es aus der Fabrik hinausging! Ja: „immer kucken, immer steh'n, Zápzerápp, auf Wiederseh'n!“ Ein „Sprichwort“, das ich von den Russen lernte („Zápzerápp“ heisst so viel wie „verschwinden lassen“).

Jaroslawl. Das Jahr 1945 war für mich ein sehr bewegtes gewesen: am 2.1. das Flammenmeer in Nürnberg, Fronteinsatz, Kriegsende, Torflager, Lazarett. Dazu kommt, dass wir keinerlei Verbindung zu unseren Angehörigen in der Heimat hatten. Keiner wusste vom anderen, ob er lebt. Man musste sich in jede Situation wieder neu hineinfinden.

In Jaroslawl trat dann eine gewisse Beruhigung ein, weil unser Fabriklager (Lager 7276/4) für etwa 2½ Jahre meine „Heimat“ wurde. Ich hatte sogar grosses Glück, dass ich als ehemaliger Unteroffizier hier zum Führer einer Arbeitsbrigade eingeteilt wurde. Das spielte sonst fast keine Rolle, ausser dass man sich um seine Kameraden kümmern sollte, damit der Arbeitseinsatz klappte. Aber die „Brigadiere“ bekamen vor Weihnachten 1945 eine Postkarte vom Roten Kreuz, die sie nach Hause schreiben durften. Welch ein Jubel – zugleich mit banger Sorge: ich hatte bei dem zuende gehenden Jahr nicht mehr das geringste Vertrauen zu dem, was uns auch jetzt noch fortwährend verheissen wurde: dass wir bald nach Hause kommen würden. Vielleicht entsprang dieses Versprechen auch einem menschlichen Empfinden der Russen, die es uns sagten? Im Vertrauen hörten wir manchmal von russischen Arbeitern: „Ihr habt's gut, ihr kommt mal nach Hause; wir müssen immer hier bleiben ...“ Mit dieser Skepsis begleitete ich auch die Postkarte (wer weiss, wo sie landet?), deren Inhalt ich hier wiedergebe, weil meine Eltern sie wie ein kostbares Geschenk bewahrt hatten:

Meine lieben Eltern!

Endlich darf ich Euch einen zwar kurzen, aber umso herzlicheren Gruss schicken, der aus weiter Ferne kommt! Wenn Ihr nur alle zu Hause so gesund und munter seid wie ich, dann will ich unserem Geschick recht dankbar sein. Dass ich in Gedanken immer bei Euch und Euch ganz innig verbunden bin, wisst Ihr sicher, hoffentlich kommt nur der Tag, an dem wir uns alle wiedersehen werden, recht bald heran! Mit diesem Wunsche, der auch der Eure sein wird, grüsst Euch von ganzem Herzen Euer Michael. Einen ganz besonders innigen Gruß an Dich, Maria und Lena (meine Schwester).

Die Karte kam etwa Mitte März 1946 in Nürnberg an. Die Antwortkarte erhielt ich etwas im Juni. Es war wie eine Befreiung, wie eine Art Neugeburt, nach 1½ Jahren der Ungewissheit die erste Nachricht von seinen Angehörigen zu erhalten. Ich hatte mich innerlich schon auf schlimme Nachrichten gefasst gemacht. - War es Wahrheit oder gelogen, was ich geschrieben hatte? Weil ich kaum Vertrauen hatte, dass die Karte sonst wirklich nach Hause gelangte? Es war natürlich alles geschönt – oder war echter Ausdruck für das, was ich in meiner Seele als Hoffnung hegte. Wie könnte man sonst in einer solchen Situation überleben?

Unsere äussere Lebenslage war immer kümmerlicher geworden: Dieselbe Unterwäsche, Tag und Nacht – gleichgültig, wie dreckig oder verschwitzt wir aus der Arbeit im Lager kamen. Wie sahen wir aus, wenn wir z. B. 8 h lang Koks aus dem Waggon geschaufelt hatten! Und wir hatten Glück, wenn nach einer Woche wirklich frische Wäsche zum Wechseln eintraf! Duschen gab es in unserem Lager nicht. Man wurde gruppenweise etwas alle vier Wochen in die öffentliche Banja zum Duschen geführt. Wir waren froh, wenn das Wasser im Waschraum funktionierte. Seifenstücke bekamen wir, an Zahnbürste oder Kamm habe ich keine Erinnerung. Es kann auch sein, dass Kameraden aus der Schlosserei letztere aus Blech anfertigten und gegen Machorka (Tabakstengel) eintauschten. Aber wir hatten ja auch Glatzköpfe – Gott sei Dank! Ein „Geschenk“ unseres Lagerfrisörs! Denn gegen Kopfläuse waren sie das beste Mittel. - Wenn die Schuhe kaputt waren, gab es als Ersatz Holzsohlen mit Oberteil aus Segeltuch, Schnürbänder ersetzte man aus Kupferdrahtresten, die man in den Abfallkisten der Fabrik suchte. Das Gehen in diesen steifen Schuhsohlen war mühsam und sicher nicht gesund für die Füße. Ich brauchte lange, um mich daran zu gewöhnen. Strümpfe hat es nicht gegeben; man sorgte selbst für Fusslappen aus irgendwelchen Stoffabfällen. Im Winter gab es russische Winterkleidung – aber nach festgelegten Terminen, nicht nach dem wirklichen Kälteeinbruch. Dadurch haben wir zeitweise in Sommerkleidung sehr gefroren, wenn wir draussen zu arbeiten hatten. - Zeitweise begegnete mir in der Nähe meines Arbeitsplatzes eine ältere Russin, die mich offensichtlich gern hatte. Sie grüßte freundlich, ich erwiderte ihren Gruss ebenso. Ab und zu steckte sie mir heimlich etwas Essbares zu. Hatte sie im Krieg vielleicht einen Sohn verloren, dem ich

ähnlich war? Ich bin anderswo mehrere Male gefragt worden, ob ich aus Russland stammen würde. Einmal brachte sie mir ein Hemd mit, wie üblich aus rohem Leinen gefertigt, über das ich hocherfreut war. Endlich etwas zum Wechseln für die Nacht! Ich dankte ihr herzlich. Später ging sie nur noch mit scheuem Blick an mir vorüber. Ich vermute, dass die Kommissare wiederum darauf hingewiesen haben, dass jeder Verkehr mit Kriegsgefangenen streng verboten sei.

Nach längerer Zeit mussten wir alle wie schon öfter aus unserer Baracke heraustreten. Unser Lager und auch wir selbst wurden durchsucht. Warum eigentlich? Es muss etwa 1947 gewesen sein. Da wurde alles weggenommen, was über unser Existenzminimum hinausging. Natürlich auch mein zweites Hemd und dem liebenswerten Mütterlein. Du standest, wie schon so oft, bildlich gesprochen wie nackt da. Alles fing wieder von vorn an. Nur was ich in meinem Herzen, in meinen Gedanken hatte – da konnte niemand heran, das war unantastbar ...

Zu essen gabe es nie nach Hunger, sondern nur nach Mass, ob Kascha oder das feuchte Kastenbrot und Suppe, auch wenn die Ackermelde (ein Unkraut) dafür aus dem Lagerbereich geschnitten wurde. Es hat selten jemals gereicht, um den Hunger zu stillen – höchstens dann, wenn die Küchenprodukte nicht rechtzeitig eintrafen und dann nachgereicht wurden. Heute kann man sich bei uns kaum vorstellen, wie man jahrelang nur trockenes Brot ohne jeden Aufstrich zur Suppe essen mag. Nur in meiner letzten Zeit in Moskau (1948/49) gab es Geld in der Waggonfabrik, das ich so einteilte, dass ich fast einen Monat lang Margarine auf's Brot streichen konnte. Das sture Gleichmass der geringen Nahrungsmenge hatte für den Körper auch einen Vorteil: die Regelmässigkeit, die heute vielfach nicht gegeben ist. Jeden Tag gab es ein sehr geringes Mass an Zucker, das ich mir solange aufhob, bis es lohnte, sich ein Zuckerbrot daraus zu machen. Andere Kameraden süssten sich damit ab und zu den Tee – das einzige Lebensmittel, das man sich selbst aus einem grossen Behälter jederzeit entnehmen durfte. So hatte mancher doch im Magen das Gefühl, satt zu sein, auch wenn es nicht stimmte. Irgendwann kam dann auch noch eine tägliche Zuteilung von Machorka dazu, jenem Tabakstengel-Geschnipsel, das die Russen sich genauso wie wir in einem Stück Zeitungspapier zu einer Zigarette drehten.

Die Post. Weil ich nicht rauchte, konnte ich mir dafür oftmals eine Rote-Kreuz-Karte eintauschen. Wir bekamen ursprünglich nur eine Karte im Monat. Später kamen auch Briefe dazu und sogar kleine Päckchen aus der Heimat. Obwohl jedes geschriebene Wort von unserem deutschen Lagerleiter, einem „echten“ Kommunisten aus der Kriegszeit, kontrolliert wurde, konnte man sich allmählich freier äussern; mit echter Kritik riskierte man, dass die Karte im Papierkorb verschwand. Deshalb ist der Inhalt meiner Karten auch immer idealistisch gefärbt.

Zu diesen Lebensbedingungen gehört auch das **Wachen und Schlafen**. Wir lebten gemeinsam in einer grossen Baracke (etwa 200-250 Mann). In der Mitte war ein grosser, langer Tagesraum. An der Decke hingen offene Lampen, die Tag und Nacht Licht spendeten, darunter waren lange Tische und Bänke für die Mahlzeiten. Rechts und links davon standen die Betten in zwei Stockwerken, bis hin zur Aussenseite des Hauses mit den Fenstern. Durch die drei Arbeitsschichten in der Fabrik war darin natürlich ständig Leben und Bewegung, auch wenn Rücksicht auf die Schlafenden genommen wurde. Zuerst hielt ich es in meinem Bett noch ganz gut aus. Als sich die Wanzen allmählich vermehrten, flüchtete ich mit meinem Strohsack des Nachts auf die Bänke und schlief unter den hell erleuchteten Lampen (helles Licht vertragen die Wanzen nicht!) - was ich früher nie gekonnt hätte, weil ich ein „leichter“ Schläfer war. Aber was blieb einem übrig? Ich war aber nicht der Einzige. Denn die Vergasung der Viecher geschah sehr selten und war nie vollkommen. Trotzdem war ich froh; denn später in Moskau waren wir in unserem „Erdunker“ auch noch Läusen und Flöhen ausgesetzt.

Die Arbeit in der Fabrik war sehr unterschiedlich, weil wir als Gruppen oder einzelne Arbeiter über den ganzen Betrieb verteilt waren. Weil das bedeutende Werk (eine schwedische Gründung) schon vor dem ersten Weltkrieg erbaut wurde, waren manche Herstellungsmethoden entsprechend rückständig und forderten oft viel von den Arbeitskräften. Erschreckend waren für mich die Arbeitsbedingungen der Frauen. In Russland forderte das kommunistische Leitbild die „Gleichberechtigung der Frau“. Die Frauen mussten also gleichberechtigt wie die Männer arbeiten, nach dem Grundsatz: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ - das stand in einem Lager über dem Eingang geschrieben. Die Frauen, die hier in unserer Fabrik arbeiteten, sahen mit 40 / 45 Jahren schon verbraucht und abgewirtschaftet aus. Das erweckte mein tiefes Mitleid. Andererseits waren die Männer oft wie Kinder; sie gingen im Streit sofort mit Fäusten aufeinander los – um sich nach wenigen Augenblicken friedlich nebeneinander zu setzen und eine Machorka zu rauchen. Ich dachte: Wir Deutschen könnten gut mit den Russen zusammenarbeiten: Wir würden die Arbeitsprozesse besser durchorganisieren, die Russen könnten dadurch ihre Arbeit reibungsloser und gutwillig verrichten. Aus solchen Erlebnissen hat sich meine dauernde Sympathie für die Russen bis auf den heutigen Tag weitergebildet – obwohl ich seitdem nie mehr in Russland gewesen bin. Ich fürchte, ich könnte die unmittelbare Erinnerung aus der Gefangenschaft nicht verkraften ...

Wie gern hätte ich damals die russische Sprache gelernt! Wir verständigten uns mit unseren russischen Arbeitskameraden mehr mit den Händen und Körperbewegungen, und ich merkte mir dabei immer einige Worte, die ich mir von unserem deutschen Lager-Dolmetscher übersetzen lassen wollte. Das ging einige Male ganz gut, bis dieser misstrauisch wurde und mich als Konkurrenten seiner

bevorzugten Stellung im Lager ansah, denn der Dolmetscher brauchte nicht zu arbeiten wie wir. Als ich das erkannte, fühlte ich mich tief gekränkt, zog mich von ihm zurück und lernte nur noch aus dem augenblicklichen Verstehen, so dass man sich einigermaßen verständigen konnte. Ich dachte mir: Warum sind die Deutschen so egoistisch?

Aus meinen eigenen Arbeiten will ich nur einiges andeuten: Sie reichten von einfachsten Materialtransporten vom Lager zur Fertigung, die körperlich oft sehr schwer waren, über Heizungsbetrieb mit Teerfeuerung zu passgenauem Feilen nach Mass in der Schlosserei, vom primitiven Ausleeren von Jauchegruben zum Öffnen von Kisten aus Fabriken aus Deutschland, wo ganze Büroeinrichtungen ausgeschlachtet wurden und hier herumstanden, weil man offensichtlich nicht wusste, was man damit anfangen sollte. Daraus konnte ich manches entnehmen, wie es in den besetzten Gebieten Deutschlands aussehen musste ... In den Nachtschichten der Formerei musste man sehr verantwortlich an einer Maschine die Formen von Maschinenteilen anfertigen, die in der Frühschicht dann mit glühendem Metall ausgegossen wurden – und vieles andere mehr. Ich lernte auf diese Weise zum ersten Mal nach meiner Schulzeit (in Russland galt ich immer als „Student“) wirkliche Fabrikarbeit aus der Praxis kennen. Die Landwirtschaft war mir schon in der Heimat vertraut durch die Verpflichtung, als Gymnasiast vier Wochen der Sommerferien „Arbeitsdienst“ zu leisten. Das tat ich in meiner thüringischen Heimat mit grosser Begeisterung!

Die inneren Stützen. Das, was mich eigentlich am Leben erhielt, waren nicht die oben skizzierten äusseren Lebensverhältnisse, sondern das, was ich innerlich in meiner Seele trug. Solange als wir noch keine Nachrichten aus der Heimat hatten, galt es, die Sorge um die Angehörigen, um die geliebte Braut zu bewältigen und sich von der zunehmenden Hoffnungslosigkeit um unsere Heimkehr zu ihnen zu befreien.

Ein älterer Mann, von Beruf Bauer, haderte mit seinem Schicksal: Er sei immer in die Kirche gegangen, habe immer zu Gott gebetet und seine Beiträge bezahlt. Er könne nicht verstehen, warum es Gott zugelassen habe, dass er solche Härten wie die Gefangenschaft erleiden müsse, wo er sich doch nichts habe zu Schulden kommen lassen. Diese einfache Logik im Denken war mir sehr fremd. Im Laufe der Zeit wurde er verwirrt und fand sich im Leben nicht mehr zurecht. Z. B. merkte er im Winter nicht, wie er draussen im Schnee keine Schuhe anhatte und nicht wusste, wohin er gehen sollte ... Später verlor ich ihn aus den Augen.

Das enge Zusammenleben in den Arbeitsbrigaden und im Lager konnte menschliche Beziehungen begründen, die zu lebenslangen Freundschaften führten, auf die ich mit grösster Dankbarkeit meinem Schicksal gegenüber zurückblicke. Was wäre aus mir ohne diese Freunde geworden? Einer war

es besonders, mit dem ich mich untrennbar verbunden fühlte: Walter Krumb. In einem Brief an „Meine lieben Eltern, liebe Lena und meine Maria!“ schrieb ich:

... Was ich an ihm habe – soll ich es versuchen Euch zu schildern? Es ist zwecklos! Ihr werdet selbst gut genug beurteilen können, was eine Freundschaft bedeutet, in der es nichts gibt, was der andere nicht wissen, woran er nicht teilhaben dürfte, - zumal in einer Zeit, wo man gerade in menschlicher Beziehung schon die grössten Enttäuschungen erfahren musste, wo der Mensch so ganz ohne Maske und Schminke dasteht, was sonst vielleicht nirgends mehr so krass der Fall ist wie in Gefangenschaft. Wir beide sehen uns zudem so ähnlich, dass man uns oft genug für Brüder gehalten hat! ... (2.2.1948)

Alles, was die Seele bewegte, konnte man austauschen – Freude und Bedrängnisse, frühere Lebensereignisse, zukünftige Hoffnungen miteinander teilen, und der unerschütterliche Glaube an Gottes Fügung liess einen mit neuem Mut einen neuen Tag beginnen. Ein schmerzlicher Verlust war es, als er ins Hauptlager abkommandiert wurde, weil dort im Krankenrevier ein Zahntechniker gebraucht wurde. Aber wir konnten uns ab und zu noch sehen, wenn ich mich, ohne krank zu sein, krank meldete und den Weg zu ihm mit „echten“ Kranken ins Hauptlager ging. Gewiss gab es noch andere Freundschaften, aber nicht von dieser Tiefe, die auch noch in der Heimat fortlebte und über Walters Tod hinaus bis auf den heutigen Tag miteinander verbindet.

So wurde es immer einsamer um mich. Aber umso stärker entwickelte sich ein innerer Strom in mir, dessen Quelle ich während meiner Krankenzeit als Soldat aufgeschlossen hatte: Ich begann, die vielen Gedichte, die ich damals gelernt hatte, aus der Vergessenheit heraufzuholen! Nach der Arbeit lag ich auf meiner Pritsche und skandierte vor mich hin, und Zeile für Zeile fiel mir durch das ständige Wiederholen des Rhythmus wieder ein, manchmal auch erst nach vielen Tagen. Das war eine Nahrung, die weit über die Capustasuppe (Kohlsuppe, die es häufig gab) und das Brotstück hinausging! Nicht nur die grossen epischen Gedichte waren es, die mich schon immer begeistert hatten, sondern auch gerade die, die wie die leuchtenden Sterne bei meinem ersten Fronteinsatz am Himmel standen und wie für unsere Lebenssituation geschrieben erschienen:

Stilles Reifen

Alles fügt sich und erfüllt sich,
musst es nur erwarten können
und dem Werden deines Glückes
Jahr und Felder reichlich gönnen.

Bis du eines Tages jenen
 reifen Duft der Körner spürest
 und dich aufmachst und die Ernte
 in die tiefen Speicher führest.

Christian Morgenstern

oder:

Im Atemholen sind zweierlei Gnaden:
 Die Luft einziehen, sich ihrer entladen;
 Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
 So wunderbar ist das Leben gemischt.
 Du danke Gott, wenn er dich presst,
 Und danke ihm, wenn er dich wieder entlässt.

Johann Wolfgang von Goethe

Oder einige Beispiele aus dem auf S. XXX erwähnten Büchlein (Gedanken sind Kräfte), die ich mir damals angestrichen hatte:

Der bei der Arbeit singende Mensch ist das Bild höchster Lebenskunst

Otto March

Wir sind nichts – was wir suchen, ist alles!

Friedrich Hölderlin

O merket wohl, alle nachdenklichen Gemüter: das schnellste Ross, das euch zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden. Niemand genießt so viel ewige Seligkeit, als die mit Christus in der grössten Bitterkeit stehen. Denn Liebe bringt Leid – und Leid bringt Liebe.

Meister Eckhart

Jede echte Erzeugung der Kunst ist unabhängig, mächtiger als der Künstler selbst und kehrt durch ihre Erscheinung zum Göttlichen zurück und hängt nur darin mit dem Men-

schen zusammen, dass sie Zeugnis gibt von der Vermittlung des Göttlichen mit ihm.

Ludwig van Beethoven

Auch das, was ich zu Hause aus Büchern über Kunst gelesen hatte, tauchte wieder auf. Aus den Abfallkisten verschaffte ich mir Papier, aus Graphitresten in der Fabrik schnitzte ich Stäbchen, die mit irgendeiner Schnur an gespaltene Brennholzreste gebunden wurden und ein „brauchbares“ Schreibgerät ergaben. Damit schrieb und zeichnete ich Entwicklungsgeschichte von der romanischen zur gotischen Baukunst, die ich in Nürnberg als Junge noch erleben durfte. Vieles kam herauf, was ich in Schule und Elternhaus begeistert aufgenommen hatte und was mich zeitweise die dumpfe Niedergeschlagenheit der Gegenwart vergessen liess.

Gedichte. Daraus erwachsen neue Kräfte: Ich begann wieder zu dichten (1946 oder 47; nur, was ich in Briefen heimgeschickt hatte, ist noch vorhanden)! Die Gedichte entstanden während der schweren Arbeit in der Eisengiesserei, da in der Baracke keine Ruhe war. Es war Nachtschicht. Man stand allein an der Formmaschine. Ringsum war Platz für die fertigen Gussformen. Die Hände stellten die Formen her, die für die Frühschicht zum Guss fertig sein mussten. Die Seele machte sich frei, soweit es anging. Im Entstehen mussten die Gedichte auswendig gelernt werden, weil es keine Möglichkeit gab, sie aufzuschreiben. Dies konnte erst nach der Schicht in unserer Baracke mit den selbstgebastelten Schreibgeräten geschehen. Drei Proben:

Bitte

Wann scheinst du, Sonne, auch uns?

Das Leben, ach, es schäumt

Vorbei an uns, – dahin ~.

Wann blühst du, Frühling, auch uns?

Von neuem Frühling träumt

Der Menschen ganzer Sinn.

Undeutbares Geschick,

Das uns erfasst

Und wo verblasst

Das Glück

Das nun ganz ferne weilt –

Doch alles lenkt

Dahin und drängt
Und eilt.

Verlass, du Hoffnung, uns nicht
Du felsenfester Halt
In sturmbewegter See.
Verlass, du Glaube, uns nicht
An liebende Gewalt
In sternreicher Höh'.

Den Unsterblichen

Und ach, schon wieder fährst du auf
Aus gold'nem Schlaf und federnden Matratzen,
Um dich im weiteren Verlauf
Zum – ach, wievielten Male schon! zu kratzen!

Voll Unmut streifst du sie zurück,
Die dich so warm und weich umhüllt, die Decke,
Und suchst mit lang geschultem Blick
Mechanisch nach dem kleinen roten Flecke.

Was nützt's? Es bleibt uns keine Wahl:
Man muss, wie es auch immer sei, auf Erden
Mit diesem lieben Viehzeug all
Und noch mit lästigerem fertig werden!

Dies Kribbelzeug, es hilft ja nur
Dir die Geduld zu spätrn Lebenswerken
Mit seiner garstigen Natur
Grosszügig hier im Voraus schon zu stärken!

Hallo! Dort läuft's! – Na also – – gut ...
Ihr seid im Grund doch wirklich arme Dinger!
– Und streife so mein eigen Blut,
– Im Innern wehmutsvoll gestimmt – vom Finger.

Aus dem ersten Gedicht klingt die Sehnsucht und Hoffnung auf die Befreiung unseres Daseins aus den Fesseln der Gefangenschaft hindurch. Das zweite wandelt in humoristischer Weise die Not mit den Wanzen in eine heitere Sphäre.

Traum

Mutter, heut' in sternen-
klarer Schlummernacht
Hat ein Traum aus Fernen
Dich mir nah gebracht.

Ist dies zarte Weben
Hin und Her im Traum
Nächtliches Erleben
Oder blasser Schaum?

Bin ja in Gedanken
Stets dir, Mutter, nah,
Kerkergritter wanken
Und sind nicht mehr da.

Liebe überwindet
Trübsal, Raum und Zeit –
Liebe, Mutter, bindet
Uns in Ewigkeit.

Dieses Gedicht hatte ich auf einer Rote-Kreuz-Karte zum Geburtstag meiner Mutter heimgeschickt (20.2.1947) und dazu geschrieben:

Möchten doch diese Verse ... mein inneres Verhältnis zu Dir, meine liebe, gute Mutter, meine Gedanken und Gefühle ausdrücken und Dir das Herz Deines Sohnes zeigen, der Dir so tief dankbar ist. Und möchte bald die Zeit kommen, wo ich Euch, meine Eltern, all das vergelten kann, was Ihr an mir getan habt und immer tut – was wäre ich denn ohne Euch geworden? Behalte bis dahin nur frohen Mut, Mutter. Es ist für mich eine Zeit reicher Erfahrungen und Erlebnisse, die ich im späteren Leben wohl nötig brauche – davon bin ich überzeugt ...

Die jungen russischen Posten, die nie in Deutschland waren, verhielten sich uns gegenüber, ihren Opfern, meist herrisch und überlegen; denn sie kannten ja nur die sowjetische Propaganda, die gegen die Nazis schürte – wir alle waren eben Nazis, die ihre Kinder im Sinne der Hitlerjugend unmenschlich erzogen oder selbst so erzogen wurden. Wer unsere Heimat erlebt hatte, trug ein anderes Bild in sich und wurde ein anderer Mensch, was mir bei den Posten oft auffiel. Umso mehr liebte ich meine Eltern in herzlicher Dankbarkeit, wie ich es auf der Postkarte geschrieben hatte.

Figuren schnitzen. Inzwischen hatte ich aber längst andere Wege gefunden, auf denen ich meinem Dasein Sinn und Leben geben konnte: Durch Tausch gegen Machorka konnte ich ein kleines Messer aus gutem Stahl gewinnen, mit dem ich Figuren zu schnitzen begann. Hatte ich doch schon in meiner Jugendzeit bei einem gut befreundeten Holzbildhauer gelernt, mit Holz und Werkzeug umzugehen und viel Geschick dabei gezeigt, z. B. auch für die Figuren meines Marionettentheaters Hände, Füße und Köpfe zu schnitzen! Brennholz gab es genug zur Auswahl, und der kommunistische Lagerleiter drückte ein Auge zu, weil wir uns schliesslich schon lange kannten. Hierbei muss ich auch unseres Lagerarztes Dr. Rath gedenken, der meine Arbeit insgeheim so gut er konnte unterstützte und vielleicht auch mal ein Pflaster bereithielt, wenn es notwendig war. Ich konnte neben seinem Arztzimmer sitzen und ungestört schnitzen. Meine Arbeiten wurden im Lager geschätzt und bewundert. Irgendwoher hatte er auch Bücher mit klassischer Literatur, die ich mit Heisshunger verschlang und auch weitere Gedichte lernte. Er gehörte zu meinen besten Freunden!

Solange ich allerlei Figuren schnitzte, etwa eine sitzende Gruppe, die ihre Humpen ausgelassen zum neuen Jahr schwenkte, ging das gut. Als aber eine Weihnachtskrippe entstand – alles etwa fingerlange Figuren – da wurde es schwierig; denn „Religion“ hat mit Kommunismus nichts gemein. Das wusste ich. Ich wusste aber noch mehr: Es kam zu einem persönlichen Gespräch, in dem der Lagerleiter mir nahelegte, andere Themen zu wählen. Ich konnte ihm aber erwidern, dass im kommunistischen Manifest die Religionsfreiheit gesichert sei. Dagegen konnte er nichts sagen – und wir schieden freundlich, aber doch mit einem Stachel im Herzen, voneinander. Ob ich deswegen mit einigen Kameraden zur Datscha abkommandiert wurde – ich weiss es nicht. Ich weiss auch nicht mehr, wo und wie die Schnitzerei dann untergegangen ist – jedenfalls war sie in Moskau nicht mehr da.

Das Jahr 1948 wurde von uns mit grosser Spannung erwartet, denn die Siegermächte hatten gemeinsam in ihrem Potsdamer Abkommen (1945) beschlossen, alle Kriegsgefangenen bis spätestens Ende 1948 zu entlassen. Als wir das schon frühzeitig durch die antifaschistische deutsche Zeitung erfuhren, ging ein Schock durch meine Glieder. Können wir das aushalten? Bisher wurden nur Alte und Kranke nach Hause geschickt, die nicht mehr arbeiten konnten; nichts liess darauf schliessen,

dass sich das ändern würde, obwohl uns das „Skóra domói!“ (ihr kommt bald nach Hause!) immer wieder gutmütig oder auch mitleidig in die Ohren klang. Musste man hier noch so lange arbeiten, bis man gebrechlich wurde? ...

Im Mai 1948 wurde ich also in einer Gruppe von etwa 8 Mann in eine Datscha (eine Art Urlaubspark für gehobene russische Stellen) abkommandiert, die für allerlei handwerkliche oder Handlangerarbeiten eingesetzt wurden. Wir blickten von einem Steilufer auf die Wolga herab, die sich in vielen Windungen durch die Ebene schlängelte und sich in der Ferne verlor. Ringsum Wald, Wiesen, Äcker. Unsere Posten liessen uns sehr frei. Hauptsache (wie immer!), die Zahl stimmte! Wir fühlten uns wie im Paradies – ein Höhepunkt seit Kriegsende vor drei Jahren! Aber bald wurde es anders: im Sommer wurden wir auf einem Lastwagen nach Moskau transportiert. In uns wurden grosse Hoffnungen geweckt: „In Moskau wird alles besser“, hiess es – Verpflegung, Unterkunft, Arbeit ... Es war ein erhebender Eindruck, als wir bald nach Sonnenaufgang am Kreml vorüberfahren und die Weiber mit langen Besen die Gehsteige sauberkehrten ... Aber unsere Hoffnungen wurden nicht erfüllt: Das Essen wie immer; Unterkunft in „Erdbunkern“, die wie Erdhügel grasbewachsen über den Boden herausragten mit winzigen Fensterschächten, die nur dämmeriges Licht einliessen und unsere Bekanntschaft mit Flöhen und Läusen erweiterten. Es ging auf den Winter zu, und wir mussten auf der Baustelle die Schachtarbeiten in unserer Baugrube bald mit Pickel und Meissel beginnen, um die gefrorene Erde aufzubrechen. Alle diese Arbeitsverrichtungen waren so primitiv, wie man sich das kaum vorstellen kann: Es gab keinen Kran, keinen Bagger, kein Fahrzeug. Die losgebrochene Erde wurde auf eine „Trage“ geschaufelt, die zwei Mann aus der Baugrube heraustrugen und ausschütteten. In der Regel war es so: jeder von uns schonte seine Kräfte, so gut es möglich war; nur wenn der Aufseher kam und uns mit „tawái, tawái, rabótti“ (los, los, arbeiten!) antrieb, wurden unsere Körperbewegungen schneller. Warum sollten wir unsere gesunde Körperkraft ruinieren?

Das Jahr 1949 beginnt. Mich erfüllte ein anderer Gedanke, der von Tag zu Tag aktueller wurde, weil das Ende des Jahres 1948 immer näher rückte: In den vergangenen drei Jahren waren nur Kranke und Alte entlassen worden. Von dem „Potsdamer Abkommen der Siegermächte“ war nichts zu spüren – nur immer dieselben leeren Versprechungen. Bis du alt wirst, vergehen Jahrzehnte. Also versuche krank zu werden! Ich wollte ab dem 1. Januar 1949 zu hungern beginnen. Man musste sehr vorsichtig sein, sonst ging es wegen Sabotage ab nach Sibirien ... Ich hatte einen einigermaßen verlässlichen Kameraden, dem ich täglich die Hälfte unserer Zuteilungen heimlich zuschieben konnte. So begann das neue Jahr, nachdem uns das alte nur Enttäuschungen gebracht hatte. Und auf der Baustelle langte ich zu und schonte mich nicht, denn es war inzwischen eiskalter Winter gewor-

den. Zuerst krümmte sich der Magen, bis er sich daran gewöhnt hatte, und mein Kamerad konnte sich satt essen! Um die richtige Tiefe der Baugrube zu erreichen, mussten wir immer wieder mit schwerem Werkzeug den gefrorenen Boden aufbrechen, bis wir zu schaufeln beginnen konnten. Bald darauf war Feierabend – und am nächsten Morgen fing alles wieder von vorn an. Nach etwa vier Wochen ging es wie üblich gemeinsam in die Banja, die öffentliche Gemeinschaftsdusche der Russen, und ich fragte meinen Kameraden: „Na, kommen die Knochen schon durch?“ Nein, es war nichts zu sehen – und ich war gesund wie zu Beginn meiner Hungerkur! Da verlor ich den Mut und gab auf. Später erkannte ich erst, wie riskant das Hungern nicht nur für die Muskeln, sondern auch für andere Organe sein kann und war dankbar, dass es ohne Schaden ausgegangen war.

Allein sein. Schwerer wog eine bittere seelische Enttäuschung durch einen anderen Kameraden, mit dem ich freundschaftlich zusammenlebte: Wir lagen nebeneinander auf unseren Pritschen. Man hob manchmal ein Stück Brot bis zur nächsten Mahlzeit auf, um es nach Feierabend in aller Ruhe zu verzehren. Da sprach es sich in unserem Erdbunker herum: Passt auf, es wird gestohlen! Ja, mir fehlte auch ein Stück Brot. Schliesslich wurde er erwischt und erbarmungslos verdroschen. Es war mein Kamerad, der auch mich bestohlen hatte ... Seitdem schloss ich mich immer mehr in Einsamkeit ein, denn ich fürchtete mich vor solchen Erschütterungen, die ich kaum ertragen konnte. Ich hatte auch den Glauben an das Gute im Menschen hier verloren.

Wer gibt einem die Kraft zum Durchhalten? Aus meinen Gedichten kristallisierten sich gleichsam zwei „Gebete“ heraus, die meine eigenen Worte waren, an denen ich mich immer wieder stärken und aufrichten konnte:

Stimme von unten: Gib mir Kraft!

Stimme von oben: Gib dir Mühe!

und:

Das beste hoffen -

auf alles gefasst sein!

Schon als Jugendlicher war es mir klar, dass ein Gebet sich nicht nur mit flehenden Bitten an Gott wenden dürfe. Muss man nicht selbst etwas dazu beitragen? Die „Rechnung“ des Bauern, der sich Gott zuwendete und dafür einen Lohn erwartete, war mir fremd. Ich fühlte, dass sich nur durch echtes Vertrauen in mir selbst ein Verhältnis zu Gott bilden könne in wechselseitigem Geben und Nehmen, ohne etwa einen eigenen Vorteil daraus ziehen zu wollen. „Hingebendes Vertrauen“ und Offenheit für das, was einem das Schicksal auferlegt – das schienen mir damals Voraussetzungen zum

Ertragen dessen zu sein, was man nicht ändern kann. Noch heute bin ich meinen Eltern zutiefst dankbar, dass sie mir damals ein Gebet mitgegeben hatten, mit dem ich auch heute noch verbunden bin. Es ist die Bitte darin ausgesprochen, dass Gottes schützender Segen mich erfüllen möge, damit ich selbst fähig werde, allüberall in der Welt stärkende Kräfte zu ergreifen. Meine Seele kann sich dann in lebensvoller Liebe aller Schöpfung zuwenden und auf ihrem Lebensweg erkennen, wie in der ganzen Welt göttliche Kräfte wirksam sind. Und diese Erkenntnis wird mir den Weg weisen, wie ich mit meinem ganzen Menschsein im Sinne dieser Gotteskräfte selbst leben und wirken kann:

Gottes schützender, segnender Strahl
 Erfülle meine wachsende Seele,
 Dass sie ergreifen kann
 Stärkende Kräfte allüberall.
 Geloben will sie sich,
 Der Liebe Macht in sich
 Lebensvoll zu erwecken
 Und sehen so Gottes Kraft
 Auf ihrem Lebenspfade
 Und wirken in Gottes Sinn
 Mit allem, was sie hat.

Rudolf Steiner, Wien, 1910

Das erfordert Selbsterziehung, Stärkung der Persönlichkeitskraft, die nicht von Geltungsbedürfnis in egoistische Richtungen gelenkt, sondern von hingebender, selbstloser Liebe getragen wird.

Das letzte Arbeitslager. Im August dieses Jahres wurden wir nochmals umquartiert in eine ehemalige Schule, wo alles im Verhältnis zu unserem letzten Lager sehr „vornehm“ war. Während wir vorher zu Erd- und Bauarbeiten, auch im Strassenbau, eingesetzt wurden und die sicher oftmals nicht leichte Arbeit in frischer Luft oder ländlichem Umkreis leisten mussten (Lager 7828 im Moskauer Vorort Zarizino), wurden wir jetzt in einen grösseren Zusammenhang einer Waggonfabrik eingespannt (Lager 7467). Mir kam es ja lächerlich vor, dass wir immer noch von bewaffneten russischen Soldaten bewacht wurden, über vier Jahre nach Kriegsende! Aber an dieses sklavenartige Verhältnis hatte man sich längst gewöhnt. Ich wurde mit einem baumlangen ehemaligen Offizier in eine Abteilung eingewiesen, wo die Plattfedern für die grossen 50 t-Güterwaggons hergestellt wurden. Die fertigen Federn wurden stapelweise mit einer Kranbrücke angeliefert, und wir mussten sie zu zweit

Stück für Stück heben, in einen Behälter mit einer isolierenden Flüssigkeit tauchen und nebenan ebenso wieder stapeln. Die grösseren wogen 116 kg, die kleineren 92 kg (ich hoffe, dass mein Gedächtnis noch genau ist!). Das heisst: den ganzen Tag bücken, aufheben, eintauchen, herausheben, bücken, stapeln, bis der Kran die nächste Ladung bringt. Und dem Kleineren blieb immer die grössere Last zu heben! Nachts sind mir dann oft Hände und Arme von der Überanstrengung gefühllos geworden, und ein Rückenschaden ist bis heute geblieben. Hier in diesem Lager wurde auch so korrekt monatlich abgerechnet, dass es eine Kantine gab, in der man alle möglichen Lebensmittel oder anderes kaufen konnte, dass ich aus dem Staunen nicht herauskam. So etwas hatten wir noch nicht gehabt! Ich hielt mein Geld so zurück, dass ich wenigstens Margarine als Aufstrich aufs Brot hatte ... Auch das kulturelle Angebot (z. B. Konzerte) galt unter uns als nobel; damit konnten sich unsere Veranstaltungen in Jaroslawl nicht messen. Woran liegt es wohl, dass die ganze Welt in Russland so extrem war, wie wir es erlebten?

Von besonderer Bedeutung aber war für uns die Aula des Schulgebäudes, weil sie in uns die grösste Hoffnung weckte. Sie war u. a. Versammlungsraum für Bekanntmachungen der Lagerleitung. Da ging dann ein Trompeter nach Feierabend durch die Stockwerke und blies das Lied, das wir alle kannten: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!“ Wir strömten alle in die Aula, wo von der russischen Lagerleitung die Leute vorgelesen wurden, die nach Hause entlassen werden sollten! Es war unglaublich spannend, weil die Liste alphabetisch geordnet war, bis das „M“ drankam – und vorbei war alle Hoffnung! Hoffnung? Gab es die überhaupt noch? Ich ging jedesmal mit dem Wort „das Beste hoffen – auf alles gefasst sein“ trotz Herzklopfens in den Saal, aber es kam nicht anders. Wer weiss, wo die Reise hingeht, dachte man, wenn die Gruppen von 20 oder auch 50 Mann neu eingekleidet mit neuen deutschen Uniformen, die noch aus Lagerbeständen der Kriegszeit stammten, aus dem Lager herausgeführt wurden.

Im Laufe des Herbstes kam dann tatsächlich von dem einen oder anderen Kameraden unseres Lagers Post aus der Heimat, und die Hoffnung steigerte sich und wechselte mit Niedergeschlagenheit – neben der schweren Arbeit in der Waggonfabrik ein nicht leicht zu verkraftender Zustand; denn es wurde nie deutlich, nach welchen Gesichtspunkten die Auswahl der Heimkehrer erfolgte.

Heimkehrer? Dann erklang tatsächlich eines Tages auch mein Namen in einer grösseren Gruppe von etwa 60 Mann. Welch unerwartetes Glück! Ich konnte es kaum fassen ... Es dauerte noch viele Tage, die man ohne Beschäftigung im Lager zubringen musste, bis alles erledigt war: Termine beim Arzt, Politoffizier, Bekleidung, Heimat – und der Schwebezustand zwischen Hoffen und Bangen stellte sich wieder ein. Eines Tages mussten wir alle im Freien auf dem Hof antreten – ich weiss

heute nicht mehr, aus welchem Anlass. Aber eines ist mir in meinem Gedächtnis tief eingebrannt worden: Etwa acht Mann wurden verlesen, die mussten heraustreten. Darunter war auch ich. Was ist los? Man schaute seine Kameraden an, Misstrauen regte sich. „In welcher Einheit warst du?“ Aha, lauter „plombierte“ Truppenverbände, die von den Russen ausgesondert wurden, weil sie als damalige Feinde irgendeine besondere Rolle gespielt hatten; die wurden besonders gesucht! Ab nach Sibirien? Aber ich war ja ein ganz gewöhnlicher Infanterist! Ich war fassungslos – es half nichts: alles wieder abgeben, was zur Entlassung gehörte und wieder zurück in die Waggonfabrik ... Meine Richtworte hatten mir wieder auf die Beine geholfen: „Das Beste hoffen – auf alles gefasst sein!“

Die Entlassung. Allmählich leerte sich unser grosses Lager. Viele ehemalige Klassenzimmer waren schon leer, bis nur noch eine Gruppe von etwa 60 Mann übrigblieb. Darunter war auch ich – bei den letzten. Warum wurden wir so ausgesondert? Eines Tages packten auch wir unsere wenigen Klamotten und sagten Ade. Mit der weit bekannten Moskauer U-Bahn, die zu den ersten städtischen Untergrundbahnen überhaupt gehörte, fuhren wir fort. Mir fiel auf, wie in jedem Waggon eine Art Wachposten mitfuhr; offenbar als Aufpasser wegen Diebstahl oder schlimmerer Delikte. Dann noch mit der Dampfbahn ein Stück hinaus ins Freie. Dann ging es zu Fuss einen flach ansteigenden Feldweg durch die kahlen Äcker hinauf. Da sahen wir schon die Umrisse des Lagers: Zäune, Stacheldraht, Wachposten – wie gewohnt. Etwa ein „Entlassungslager“?? Vor dem Tor wieder warten, warten. Dann wurden Namen verlesen – und es setzte wieder eine Trennung ein: ich war bei dem kleinen Haufen, der in den hinteren Teil des Lagers geführt wurde. Der vordere Teil war ein grosses Arbeitslager – wie gewohnt, vom anderen streng abgetrennt. Unser kleiner Haufen kam in eine leere Baracke. Aufatmen, Hoffnung, Freude? Eher gespannte Niedergeschlagenheit. Ja hier wird ein Transport zusammengestellt! Wo wird er hinfahren? Täglich kamen neue Gruppen dazu, täglich wurden Einzelne wieder herausgeholt und in Arbeitslager versetzt. Ich hatte alles, was ich an Post, Fotos usw. noch wie Heiligtümer gehütet hatte, heimlich ins Klo versenkt, um ja nicht irgendein Misstrauen zu erwecken ...

Die Spannung steigerte sich, als wir eines Tages in langem Zug den Hang zur Bahn hinunterliefen. Kein Jubel, kein fröhlicher Blick. Eine letzte Filzung wurde überstanden. Der Abend dämmerte, und auf dem Abstellgleis stand unser Zug bereit: Grosse Güterwaggons, mit Stroh ausgelegt. Ich weiss noch, wie wir dalagen, erschöpft, nervlich verbraucht, kaum ein Wort fiel. Mein „Schwebezustand“ zwischen Hoffen und Bangen erreichte einen Höhepunkt. - Wann der Zug sich in Bewegung setzte, weiss ich nicht mehr. Dauernde vorsichtige Beobachtung sagte: Ja, es geht nach Westen! ... Unsere Fahrt dürfte etwa eine Woche gedauert haben. Der Zweifel wich verhaltener Freude, obwohl die Grenzkontrollen durch Polen wie gewohnt verliefen. Frankfurt / Oder war solch ein Nadelöhr der

Ungewissheit (damals DDR).

In der Heimat. Über die Ankunft in Nürnberg kann ich kaum etwas sagen. Meine Eltern holten mich ab, meine Braut Maria war in Hamburg. Sie konnte nicht kommen, weil für sie im Kindergarten, den sie vertretungsweise führte, kein Ersatz war. Es war alles wie im Traum. Die Füße schmerzten, weil sie mit den Holzschuhen in Russland das Strassenpflaster hier bei den vielen Behördengängen nicht gewohnt waren. Noch viel ungewohnter war es, dass man plötzlich überall hingehen konnte, wohin man wollte. Kein Stacheldraht mehr! Davon kann man sich schwerlich eine Vorstellung machen! - In meinen Träumen hat mich die Gefangenschaft noch etwa ein Jahr lang begleitet. Oft noch in solcher Lebendigkeit, dass man es beim Aufwachen schwer hatte, sich zurechtzufinden. Oder man fragte sich noch im Traum: Warst du nicht schon zu Hause gewesen – und nun bist du wieder hinter Stacheldraht? Und die seelische Last der ungewissen Zukunft drückte auf's neue – bis man wirklich erwacht war!

Rückblick. Als ich zu Beginn meiner Soldatenzeit das Elternhaus verliess, fiel es mir schwer, an einen bestimmten Beruf zu denken, weil ich für so viele Schönheiten dieser Welt aufgeschlossen war. Meine Eltern, später auch die Schule, hatten mich in der Kindheit dazu vorbereitet, Herz und Sinne zu öffnen. Nur wenig konnte ich zu Beginn dieses Berichtes davon andeuten. Denn genauso wie die künstlerischen Tätigkeiten hat mich meine Dampfmaschine fasziniert oder die elektrische Anlage des Puppentheaters, die ich mit primitivsten Mitteln funktionsfähig zusammengebastelt hatte. Dazu kommen die reichsten Erlebnisse in der Natur. Als ich nach knapp sieben Kriegsjahren wieder aus Russland zurückkehrte, wusste ich, was ich werden will. Ich hatte es in einem Brief vom 2.2.1948 bereits geschrieben:

Morgen werden es nun genau fünf Jahre, dass ich von Euch weg bin und was hat sich inzwischen nicht alles um uns und in uns geändert; ein neuer Lebensabschnitt hatte für mich begonnen, und ich kann wohl sagen, dass die vergangene Zeit nicht umsonst gewesen ist, wenn sie auch, oder gerade weil sie so viel Schweres gebracht hat. An solchen Tagen erinnere ich mich immer gern und schmiede ebenso gern Zukunftspläne! Ich schrieb Euch schon auf der letzten Karte, dass ich am liebsten Lehrer für Werk- und Kunstunterricht werden möchte. Ihr wisst ja, dass ich ohne eine Handarbeit nicht auskomme, und so ist das für mich vielleicht eine der glücklichsten Lösungen ...

Diesen Entschluss habe ich der Zeit in Gefangenschaft zu verdanken. Wäre sie nicht in mein Schicksal eingetreten, hätte ich sicher studiert, aber keine Arbeit in einer Fabrik, bei der Torfbereitung, bei Erdarbeiten, im Strassenbau und vielen anderen Arbeitsverrichtungen kennengelernt. Zum

Studium hatte ich keine Lust mehr nach der langjährigen Pause, und die Realität der Handarbeit im Zusammenhang mit den Menschen, die sie ausführen, hatte mich ergriffen.

Dazu kam die Erfahrung, wie in Kindheit und Jugend Samen gelegt werden, die, wenn sie sich selbstständig im jungen Menschen weiterentwickeln, wichtigste Aufgaben in schwierigen Lebenssituationen bewältigen helfen, wie es in der Gefangenschaft der Fall war: Das sind die religiösen und ethischen Grundlagen, die das Denken, Fühlen und die Willensrichtungen des Menschen bestimmen. Das bewog mich, Werklehrer an einer Waldorfschule zu werden, die ich in meiner ersten Schulzeit in Berlin schon kennengelernt hatte. Und aus meinem Bericht kann hervorgehen, wie das wesentliche Durchhalten nicht von den äusseren Lebensbedingungen, sondern von der seelischen und geistigen „Standfestigkeit“ getragen wird, also von dem, was im Innern eines Menschen unantastbar verankert ist. „Weltanschauung“ ist die Art, wie man die „Welt anschaut“, wie man in sie hineinwächst, wie man sie lieben oder mit ihr zu leiden lernt, wie man sie achtet und ihre kostbaren Schätze schont, ohne sie zu eigenem Vorteil auszubeuten – wie man jedem Menschen die Hand reichen möchte, dem man begegnet ... Deshalb ist es wichtig, diese unantastbaren Werte, aus denen sich eine Welt-Anschauung bilden kann, in der Kindheits- und Jugendzeit aufzuwecken. In meinen „Tagebuchblättern“ ist diese Überzeugung schon frühzeitig von mir ausgesprochen worden. Die Not der Gefangenschaft hat mich darauf besonders aufmerksam gemacht.

Zuletzt möchte ich einige Sätze wiedergeben, die ich am 4.10.1947, meinem Geburtstag, aus Jaroslavl an meine Eltern geschickt hatte:

Je mehr ich über mein bisheriges Schicksal nachdenke, umso dankbarer werde ich für alles, was ich erlebt habe, und was mir beschieden ist; besonders aber danke ich, ein solches Elternhaus und eine solche Braut mein nennen zu dürfen, ohne die ich nichts wäre ... Im übrigen seid um mich nur unbesorgt, es geht mir gut und ich bin bei Kräften wie bisher ...